

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 31

Sehste Liebe!

Roman von J. Dalben. (Fortsetzung.)

6.

(Nachdruck verboten.)

Bürgermeister Luzius schritt die Straße hinab seiner Wohnung zu. Er hatte heute früher Schluß gemacht denn sonst droben im Arbeitszimmer des alten Rathauses. Die festliche Stimmung des Vorabends vor dem Fest

der Maien lag über den Straßen und Gassen der Stadt. Sauber waren die Plätze geputzt, an deren Ecken die grünen Pfingstrosen, als sollte eine Parade einziehen halten! Die festschwebende Luft jubelte im finkenden Sonnentanz der Schreie der Kinder hin und her den spitzgiebeligen Häusern.

Die hübschen Mädchen, die mit Kuchenblechen auf den Straßen strebten an ihm vorbei, und überall mußte er ein freundliches Grinsen nachfolgen. Er liebte es, so ein wenig leutselig zu sein und der heutigen so ganz dazu angethene Maien stand vor der Tür seines Hauses und winkte! Die Braut war eine halbe Stunde über die geschritten, er hatte in seinem Amtszimmer den offenen Wagen fahren sehen, in dem die lächelnde Silvia, Manfreds die künftige Tochter.

War er doch gewohnt, sie kennen zu lernen zu lassen. Der zerknirschene Manfred hatte begonnen, sich zu weigern, über den Fleiß! Langsam ging er die Treppe mit dem Geländer hinan, und schloß die Thür der Drüder die zu öffnen.

Und doch hatten sie ihn kommen hören und die weitere Unterhaltung schien plötzlich zu stocken.

Erna Elten war erstaunt. Wie feierlich die alle drein schauten! So etwas kannte sie kaum! Im Gegenteil! Der Vater war ihnen vertraut wie ein guter Freund! Eufi nannte ihn „Oppchen“, wenn sie zärtlich wurde, und rauchte an seinen Pfeifen. . . . Erna lächelte in Gedanken daran und sie lächelte noch, als jetzt die Tür aufgerissen wurde mit herrischem Druck, und ein großer, stattlicher Mann auf der Schwelle erschien.

Das also war der Gefürchtete, der Gestrenge, der ihr Glück zerpressen wollte — der sie nicht wollte! Sie richtete sich gerader auf und das Lächeln zog von ihrem blassen Gesicht. Aber ihr Blick senkte sich nicht! Frei und stolz hielt sie den Augen da drüben stand, die sie fallenscharf trafen.

„Da bringe ich sie dir, Vater!“ Manfred war zu Erna getreten und griff nach ihrer kleinen, kalten Hand.

Aber Erna gehorchte nicht dem leisen Druck seiner Finger, keinen Schritt tat sie vorwärts, nein, sie wollte nicht! Und Manfred Luzius sah den trotigen Stolz in den Augen leuchten, die ihn so frei anblickten, und die Worte, die er sich zu diesem Empfang zu recht gelegt, erstarrten ihm auf den Lippen. Leutselig, herablassend hatte er sein wollen, wäre sie in mädchenhafter Schüchternheit vor ihm gestanden, ein gnädig Gewährender! — Für diese Eigenart aber war er nicht vorbereitet gewesen, ganz und gar nicht! Und dies ärgerte ihn! Ein böses Funkeln trat in seine Augen, das Lächeln wich einem fassungslosen Ausdruck.

„Wollen wir uns nicht die Hand reichen? Fürchten wir uns so sehr?“ —

„Gar nicht! Wovor denn auch?“ Ihre kleine, kühle Hand glitt in die große, sich ihr entgegenstreckende und jetzt lächelte sie!



Von den großen Kämpfen in Südtirol: Österreichisch-ungarische Bergstellung im Eisental, gegenüber die Stellungen der Italiener.

Auf dem Südtiroler Kriegsschauplatz gezeichnet von Franz Kleinmayer, Kriegsmaler.

Wie reizend sie ist! dachte der Mann, und sein Blick ging forschend über sie hin. Unter dem durchsichtigen Spitzenstoff des Kleides schimmerten Hals und Arme in vollendeter Schönheit! Pikant war das blasser, runde Gesicht und wunderschön das helle Haar, zu dem die schmal gezogenen dunkeln Brauen so eigenartig wirkten.

Er fing an zu verstehen, warum sein Sohn dieses Mädchen so heiß und leidenschaftlich begehrte! Dieses blaße, kühle Gesicht erglühete zu machen beim Kuß der Liebe. . . Wonne mußte es sein.

Und während man jetzt in dem großen, kühlen Eßzimmer den Kaffee nahm, verglich er seiner Tochter blühende Schönheit mit der Fremden. Eigentlich war Lilia hübscher und doch verschwand sie jetzt völlig neben dem pikanten Reiz von Erna Elten.

Frau Luzius war glücklich! Morgen wurden die Karten versendet, die ihres Jüngens Verlobung bekanntgaben.

Ihr gefiel die Schwiegertochter!

In mütterlicher Herzlichkeit war sie ihr entgegengekommen und auch Lilia hatte ihr sofort das schweizerische Du angeboten.

Im großen und ganzen war Erna Elten sehr zufrieden mit sich und den neuen Anverwandten.

Eigentlich hatte sie sich das alles so viel schwerer gedacht, und nun war alles so glatt verlaufen!

Sie drückte heimlich und fest die Hand des Verlobten, der neben ihr saß und sie mit so glücklichen Augen betrachtete. Wie lieb sie ihn hatte, ihren Manfred! — Wie glücklich sie war! —

Gleich heute abend wollte sie noch an die Eltern schreiben und auch an Fanny!

Die arme Fanny, die da draußen war in der Fremde und von früh bis spät arbeitete! — Und doch klangen alle Briefe, die von dort kamen, so frisch und so fröhlich, als hätte Fanny da draußen es verlernt, bitter zu sein.

Ein helles Klingen im Vorflur unterbrach die Pause.

„Hoffentlich kein Besuch!“ rief Lilia lachend. „Den können wir heut nicht brauchen, nicht wahr, Erna!“

Eines der Mädchen erschien nach leisem Anklopfen jetzt im Zimmer, sie trug den Kartenteller in der Hand und brachte ihn dem Hausherrn.

„Berger, Postdirektor!“ las der Bürgermeister halblaut und erhob sich. „Führen Sie den Herrn in mein Zimmer!“

„Das Wetter ist so schön! Möchtest du deiner Braut nicht ein wenig unsere Stadt zeigen?“ wandte er sich an den Sohn. „Lilia kann euch begleiten, vielleicht kommt ich euch nach über die Wälle!“

„Das wäre famos, Papa!“ sagte Manfred vergnügt. „Da wollen wir gleich gehen, wenn es euch recht ist!“ wandte er sich an die jungen Mädchen.

Lachend und plaudernd machten sich die drei auf den Weg, und Mama Luzius schaute ihnen lächelnd nach, als sie jetzt die schmale Straße hinabschritten.

Viele neugierige Blicke folgten ihnen. Das Interesse der Kleinstadt, das sich überall kundgibt, wo ein neues Gesicht aufsteht.

Manfred mußte viel grinsen. Sie kannten ihn alle, denn er war ja hier geboren und groß geworden.

Er machte seine Braut auf vieles aufmerksam, und sie zeigte lebhaftes Interesse für alles!

Dort war das Gymnasium, für das er hatte büffeln müssen, und hier der Konditor, in dessen Hinterstübchen man die erste Zigarre geraucht hatte! — Dort in jenem Haus hatte seine Tanzstundenliebe gewohnt, der einst die ersten Fensterpromenaden, die ersten lyrischen Gedichte seiner Feder gehört hatten.

Erna war begeistert von dem alten Städtchen, besonders, als man den Weg zu den Wällen eingeschlagen hatte, wo hundertjährige Ulmen eine schattige, kühle Allee bildeten.

Man begegnete einigen Bekannten, die Erna zwar musterten, aber deren Aufmerksamkeit sich auf Lilia zu konzentrieren schien.

„Ich glaube, Papa hat seine Absicht aufgegeben, uns nachzutommen! Ich schlage vor, wir gehen nach Haus!“ brach er eine Pause. Er lehnte sich nach einem Plauderstündchen mit seiner kleinen Braut, nach ihren frischen, jungen Lippen, die so süß zu küssen verstanden.

„... Schon? ...“ fragte Lilia gedehnt. Sie wäre gern noch weiter gegangen in ihrem braunen Sammetkostüm, das sie so ausgezeichnet kleidete.

Aber der Gast gab den Ausschlag.

Man trat langsam den Heimweg an.

7.

„War't ihr ein Traum, ihr Liebesgebanen? Schön wie der Lenz, und schnell verweht?“

Lilia Luzius stand vor dem breiten Spiegel ihres Hotelzimmers und prüfte noch einmal ihr elegantes Kleid.

Sie sah reizend aus, sie wußte es!

Die herbe Seelust von Swinemünde, die sie mit ihren Eltern nun fast seit drei Wochen genießen durfte, die Wälder in der See hätten ihre Wangen gerötet und in ihren Augen einen leuchten-

den Glanz entfacht! Noch nie war ihr die Zeit so schnell wie hier, wo jeder Tag eine Fülle von neuen Eindrücken brachte.

Man hatte viele Bekannte wieder gefunden, die man aus dem vorjährigen Aufenthalt auf Swinemünde kennen hatte, es waren auch viele neue dazu gekommen.

Bürgermeister Luzius bewegte sich gern im großen Saal, ihm machte es Spaß, dieses flüchtige Kennenlernen und Auseinandergehen! Immer, wenn er aus dem Alltäglichen aus war, gab er sich von seiner besten Seite, war er wohlglänzend in Stimmung. Er liebte die See über alles, die weite Wasserfläche in ihrem stets wechselnden Farbenspiel, das Meer so leuchtend schön und doch wieder gesättigt in Blau und türkisfarbener Gefahr, gab ihm immer wieder tausend Gedanken.

Diesmal hatte er seinen Aufenthalt mit Frau und Tochter, noch um vierzehn Tage verlängert und Lilia wußte genau warum. Sie lächelte versonnen! Ihr Blick lag nicht auf dem Strauß gelber Rosen, der tauschwer und duftend ihr vor halb einer Stunde gebracht worden war. So war ihr nur Gedanke huldigt worden, wie von diesem jungen Hamburger Reicher, die So umworben war sie noch nie gewesen, wie sein in dem diesjährigen Swinemünder Aufenthalt.

Bergehen, halb wie ein Traum, stand das Bild im Geistespaß in ihrem Herzen. Er schrieb so selten, er war nicht so feierlich, wie er ihr so oft versichert hatte, er glaubte sich sicher zu sein, weil er nach seiner Treue die ihre bemerkt hatte, die Tage, bis er sie wiedersehen konnte, während ihr die Rosen brachte und von seiner Heimat erzählte, von der Pracht seiner Villa in Hamburg und seinem Landsitz bei wo es so idyllisch schön sei zur Zeit der Rosenblüte, du eines noch immer fehlte, die Herrin. . . die Königin der Rosen war sie, so eingesponnen in ihre Gedankenwelt hielt sie das Öffnen der Tür ganz überhört und nervös zusammen! Ein als ihre Mutter lachend fragte: „Bist du nun schon ganz allein?“

Frau Luzius hatte ein hellgraues Seidenkleid mit Spitzenträger angelegt. Ihr rotes Gesicht glänzte in der Hitze, während sie in einem der kleinen Sessel Platz nahm.

„Lilia,“ begann sie jetzt halblaut, „ich möchte mit meinem Kind!“

„Ja, Mutter! Bitte, fange nur an, du siehst ja beinahe aus!“ lachte das Mädchen und nahm die duftenden Rosen.

„Mir ist auch feierlich zumut, Lilia, denn ich ahne, daß das große Glück entgegen geht. Rechtsanwältin Wissen hat gefragt, ob er um deine Hand werben darf. Wir finden nett und korrekt von ihm, daß er sich erst unseres Einverständnisses versichern wollte. Er hat Vater seine Verhältnisse klar ist ganz selbständig, die Eltern seit Jahren tot, es sind glänzende Verhältnisse, in die du da kommst! Solch ein Glück, solch ein Glück! — Aber du sagst ja gar nichts, Lilia.“

„Warum hat er zuerst Vater gefragt und nicht mich?“ das Mädchen grübelte hervor und eine Falte grub sich in ihre feingezogenen Brauen.

„Was tadelst du, Lilia? Das ist doch der richtigste und beste Weg und stets und immer so gewesen!“ sagte Frau Luzius und strich würdevoll über die Seidenfalten ihres Kleides.

„So, meinst du, Mutter!“ Lilia lachte hart und plötzlich sehr blaß. Ihr Blick glitt durch das weit offene Fenster über den weißen Strand, wo jetzt die blauweißen der elektrischen Scheinwerfer aufzuden.

Verlassen lagen die breiten Promenaden, die an denen die kleinen bunten Fähnchen lustig flatterten, machte Toilette für das bald beginnende Mittagessen, ein Glück, Lilia!“ — sagte Frau Luzius eben noch ein Ausblick hatte über das Meer.

Wie es rauschte! So laut, beinahe drohend! Wie die ewig ruhelosen Wogen sich zusammenschoben und ineinander rollten!

War es wirklich das Glück, nach dem sie die Hand wollte? — Warum tat ihr das Herz so seltsam weh, beschwichtigend die kleine kalte Hand dagegen presste, sie so seinen schweren, ruhelosen Schlag beschwichtigend?

Die dumpfen Schläge der Glode hallten durch das Gemach. „Komm, Lilia! Vergiß deine Rosen nicht!“ sagte Frau Luzius lächelnd. „Du siehst blaß aus, aber es kleidet dich entzückend wie eine Braut schaust du aus. . . du Glückstind! Denke, du erst dein eigenes Auto hast und ein Reitpferd, alles, was du dir immer so brennend gewünscht hast! Du wirst haben, Lilia, wie deine Schwester, dein Bruder und deine Eltern. Es ist eine schöne Sache um den Reichtum, Kind!“

Langsam stiegen sie die breiten, mit Smyrna-Steinen bedeckten Marmortreppen hinab.

im großen Vorplatz, der mit Palmen und erotischen Ge-
malen dekoriert war, harrte ihrer Bürgermeister Luzius. Noch
vorher sah ihr Vater so imponierend erschienen als in diesem
Raum, wo sein funkelnder, stahlharter Blick den ihren traf.
Sie schaute, er hatte bereits über sie entschieden, da gab es
kein Auflehnen mehr.

„Wohl gesagt haben würde, wenn sie ihm jetzt erklärte:
„Ich bin mit Leutnant Laffen verlobt... ganz heimlich...“
„Wollen warten aufeinander!“

„Aber er wohl sagen würde! Ihr Herz zog sich in der alten
Stille zusammen, die sie schon als Kind vor seiner großen Hand
empfinden konnte.“

„Du ja, Lilia!“ sagte er lächelnd und trat an sie heran.
„Du bist an der Schönheit der Tochter, die ihm heute so ganz
und anders auffiel, weil sie das Herz eines Mannes mit glänzendem
Lächeln bezaubert hatte!“

„Lilia!“ nicht den starren Ausdruck in Lilia's dunklen Augen,
die ihr Lächeln wollte zu dem Lächeln, das ihre Lippen umspielte.
„Ihre Gedanken waren nur mit der Freude beschäftigt, daß
Lilia, die noch heute die viel beneidete Braut von
heute sein würde.“

„Auf der Terrasse einen Tisch belegen lassen, abseits
von der Gesellschaft im Speisesaal.“ „Du kannst deine Rosen
auf den Tisch legen, Lilia, geh nur voran!“

„Lilia!“ trat das junge Mädchen durch die Glastür auf die
Terrasse. Der eine Tisch in der Ecke war durch
elektrische Lampen mit gelben Lichtschirmen erleuchtet,
auf dem Silber und Kristall stand eine hohe Glasvase mit
gelben und auf dem weißen Damasttuch lagen dieselben
gelben, duftend, mit ihren weichen, großdornigen Stielen.
Die Terrasse war leer. Lilia trat an den geschmückten Tisch.
Sie hielt sie ihre Rosen in der Hand. Die hatten ja keinen
Stachel! Ein Schritt wurde hinter ihr laut, fest und elastisch.
„Lilia!“ — sagte eine Mannesstimme hinter ihr,
die sie wohl kannte in ihrem weichen, klangvollen Tonfall.

„Lilia?“ — sie wandte sich ihm langsam zu und ein
Lächeln farbte sekundenlang ihr blaßes Gesicht.
„Lilia!“ — die Entscheidung, sie wußte es.

„Lilia!“ da vor ihr war ihr an Jahren weit voraus. Er war
etwas kleiner als sie, von kurzer, gedrungenen Gestalt, aber
seiner Wirkung durch das gebläute, energische Gesicht,
die Augen Augen Wohlwollen und Güte leuchtete.

„Lilia, darf ich Sie um eine kurze Unterredung bit-
ten?“ — Aber nicht hier,“ fügte er lächelnd hinzu, „dort unten im
Garten, wo die Rosen duften und man das Meer rauschen hört?“
„Lilia!“ ihr den Arm und wie im Traum legte sie ihre schmale
Hand auf sein und ein Zittern lief über ihren Körper.

„Lilia!“ die See dort draußen so eintönig, so ruhelos, als
wäre ein Wort entgegen, immer wieder: „Treulos!“ —

„Lilia!“ der helle Kiespfad sie auf zwischen den hochstämmigen
Bäumen zwischen Rosenbüschen und eine bebende Mannesstimme
sagte zu: „Lilia, ich habe heute mich Ihrem Vater erklärt
und mir das Erlaubnis, eine Frage an Sie zu richten, von
der das Glück meines Lebens abhängen wird.“

„Lilia!“ von Jahren, ich habe Zeit gehabt, mein Herz zu prüfen,
und mir so deutlich, so unabänderlich gesagt: dort steht das
Glück, halte es fest! Ich habe immer auf diesen Augen-
blick geharrt! Nicht wie so viele habe ich mein Ge-
heimnis von jedem Mädchenauge entsetzen lassen! Ich
habe gewartet und habe mein Herz festgehalten, um es
einem Kleinod der Erwählten, der Geliebten zu Füßen
legen zu können! Denn nur eine wahre, tiefe Zuneigung ist Ge-
heimnis! Ich bin ja so reich an irdischem Gut und doch
alles alles wie wertloser Tand vor dem Glück, vor der
Liebe, die mir Ihr Ja geben könnte! — O Lilia, sprechen Sie
mit mir!“

„Lilia!“ Ich will Ihnen danken dafür mit meinem ganzen
Leben! Ich will Sie auf Händen tragen und
Ihre Wünsche! Jeder Ihrer Wünsche wird ein Befehl
für mich! Sie werden einen Landsitz haben bei Neapel, so
schön in seiner zauberischen Einsamkeit! Eine Villa,
die von Ihren Händen aufgebaut, Teppiche so warm und farben-
reich, nur der Orient sie extrahiert, werden Ihren Fuß um-
geben. Statuen und Gemälde Ihr Auge entzücken, daß Sie
Ihre Kirche voll Andacht die Hände falten möchten! Und
Ihre sollen Sie herrschen und gebieten wie eine Königin!

„Lilia!“ ich hoffen?“ —

„Lilia!“ her hauchten die Rosen ihren süßen Duft, berauschend
die Sinne, gleich den Worten, die der Mann gesprochen
hatte und dessen Auge das ihre suchte in leidenschaft-
lichen Augen. Das Bild, das er vor ihr entrollt hatte, es lockte,
heraus sein aus der Enge, der Unfreiheit des elterlichen

Hauses, das Leben genießen, sich daran erfreuen dürfen, ent-
kommen der Gewalt des strengen Vaters, vor dem sie alle zitterten!

Reich sein und frei! Vergöttert und geliebt sein, jeder ihrer
Wünsche ein Befehl, dem die Erfüllung folgte! Und sie zögerte
noch, zögerte noch immer nach dem goldglänzenden Glück zu
greifen, das da lächelnd und wartend vor ihr stand!

Wie ungewiß war die Zukunft, selbst wenn sie erst öffentlich
verlobt war mit Hans Laffen! Ein jahrelanger Brautstand, ein
Hoffen und Harren, das ein tausendfacher Zufall zerbrechen
konnte in ein Nichts!

Blitzschnell drängten sich die Gedanken hinter ihrer schmalen
Stirn, jetzt hob sie langsam den Blick.

„Lilia!“
„Er hielt sie umfaßt, er küßte das Ja von ihren Lippen, ernst
und korrekt, so wie er immer war, der ruhige, ernste Dr. Rissen.“

Und ein schmerzvolles Erinnern zog durch Lilia's Herz, wie
anders, wie so ganz anders war es gewesen, da Hans Laffen sich
mit ihr verlobte... wie so ganz anders!

Arm in Arm betraten sie die Terrasse, traten sie an den blumen-
geschmückten Tisch, wo ihre Eltern sie erwarteten, wo in silbernem
Kübel die Sektflaschen in den Eisküchen kitzelten.

Vom Strand herauf klangen die Weisen der Kirtapelle, die
allen Melodien aus Bocaccio:

„Hab ich nur deine Liebe,
Die Treue brauch' ich nicht!“

An den Nebentischen saß eine größere Gesellschaft, sie sangen
das Lied mit und ließen die Gläser erklingen, voll Jubel an der
Freude des Augenblicks!

Und auch Lilia schlürfte mit durstigen Zügen den perlenden
Sekt aus dem Spitzglas, umschmeichelt vom Duft der gelben
Rosen, von der sehnsüchtigen Musik, die ihr Herz so schwer und
traurig machte. Ihre Eltern tranken ihr zu, sie waren zufrieden
mit ihrer schönen Tochter, ganz besonders Manfred Luzius.

Und neben ihr saß der Mann, der ihr Wort besaß, mit dem
ruhigen Gleichmut, der ihm eigen war. Er blieb immer korrekt.
Steif, aufrecht saß er neben ihr, ohne auch nur einmal in tändeln-
dem Spiel nach ihrer Hand zu fassen, die schmal und weiß mit
dem Dessertmesserchen spielte. Er unterhielt sich mit ihrem Vater
wie immer, wie in all diesen Wochen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man berühmt wird.

Ein heiteres Lebensbild von Paul Blis. (Nachdruck verb.)

Ich erzähle Ihnen im nachfolgenden die Geschichte meines
besten Freundes. Er heißt Leopold und ist ein dramatischer
Dichter, leider ein platonischer Dramatiker, daß heißt: ein noch
nie aufgeführter. — Man weiß ja aus Erfahrung, daß so ein
armer Kerl leicht als eine komische Figur gilt, trotzdem er des
Lebens ganzen, bitteren Ernst zu durchkosten hat.

Nun, die Meinung seiner edlen Zeitgenossen ließ Herrn
Leopold sehr kalt; er war Philosoph und lächelte nur über die
Redereien all der kleinen Gernegroßen und Neidhammel, denn
er war fest davon überzeugt, daß auch ihn ein glücklicher Zufall
eines Tages auf den Schild des Ruhmes heben würde.

Sonst aber war er ein lieber, herziger Kerl, trug lange Locken
und kurze Hosen und ärgerte sich unbegreiflicherweise darüber, daß
Schiller dem königlichen Schauspielhaus in Berlin noch immer
den Rücken zulehrte. Eine Schwäche hat schließlich jeder Mensch!

Herr Leopold wohnte in seiner Mansarde und hatte eine
vorzügliche Schornsteinaussicht. Sein Zimmer war im Sommer
drückend heiß und im Winter bitterkalt. Auch die übrigen An-
sprüche, die Herr Leopold an das Leben stellte, waren mehr als
bescheiden. Ein warmes Mittagessen gehörte zu den Selt-
heiten, und seine Kleidung war gerade nicht sehr salonsfähig, denn
er verstand es absolut nicht, die Leute anzupumpen.

Natürlich machte sich alle Welt über seine Kleidung lustig.
Denn wer fragt heute noch seinen Nächsten, ob seine Rechnungen
bei Schneider, Schuster oder Wäschelieferant bezahlt sind? Be-
dingung ist nur, daß man sich tadellos trägt — sonst ist man eben
nicht gesellschaftsfähig.

Herr Leopold kümmerte sich auch darum nicht. Er schrieb ein
Stück nach dem anderen, reichte sie allen Theatern ein, bekam sie
von allen Theatern wieder zurück, schimpfte auf die Direktoren,
noch mehr auf die Dramaturgen, legte dann Stück für Stück in
seinen Schreibtisch und wartete, bis seine Zeit da sein würde.

Da eines Tages geschah das Wunder. Er traf einen alten
Jugendfreund wieder, einen Herrn Wolfsmilch, der sich vor kur-
zem als Schneidermeister etabliert hatte, aber noch fast gar keine
Kundschaft besaß, trotzdem er sein Handwerk durchaus verstand.
Und dieser gute Freund hatte eine famose Idee.

Er sagte: „Leopold, ich mache dir einen eleganten Anzug
und du empfiehlt mich bei allen deinen Bekannten.“



Ein Denkmal für Kriegsgefangene Russen und Franzosen in Deutschland. (Mit Text.)

Leopold wurde verlegen und sträubte sich, weil er keine Schulden machen wollte. Aber der unternehmende Schneider redete so lange, bis dem armen Dichter die Entgegnungen fehlten.

Also bekam Herr Leopold einen neuen Gesellschaftsanzug — Rock, Weste und Hose mit Bügelsalte, tadellos sitzend und elegant. Da nun aber Hut, Stiefel und Wäsche dementsprechend sein mußten, so schaffte Meister Wolfsmilch auch diese an. Nun war der Kavalier fertig. — Die Wirkung war ganz enorm. All seine Bekannten starrten ihn wie ein Wunder an, hundert Fragen sollte er auf einmal beantworten.



Erzherzog Leopold Salvator,

Generalinspektor der k. u. k. Artillerie, wurde anlässlich der erfolgreichen Niederwerfung zahlreicher italienischer Forts zum Generalobersten ernannt.

pötzlich hänselte ihn kein Mensch mehr. Alle fanden, daß er eigentlich ein ganz fescher Kerl war, den man entschieden verkannt hatte. Und jeder wollte die Adresse des Schneiders wissen.

Leopold machte ein vollständig gleichgültiges Gesicht; er nannte so obenhin Namen und Wohnung des Schneiders, wunderte sich insgeheim aber nicht wenig über das rasche Wachsen seines Ansehens.

Meister Wolfsmilch aber hatte seinen Zweck erreicht; jetzt kamen und gingen die Kunden bei ihm nur so, und nach wenigen Tagen schon stellte er einige Gesellen ein.

Der feine Leopold aber hatte sich neue Rolle sehr bald eingelebt. Er, daß so ein eleganter Anzug, jeher auch neue Pflichten aufzulang. Er jetzt nicht mehr dritter Klasse Stadtbahn fahren, er durfte auch seine einfachen Wirtschaften aufjuch. Sechspennig-Zigarren durfte er nicht mehr rauchen, wenn er in seiner Bekannten war.

Das alles war er dem neuen der angeblichen Erbschaft schuldig — alles erforderte Geld, sehr viel Geld.

Aber auch dies hatte der intelligente Meister Wolfsmilch vorausgesehen. Er gab mit Freunden die nötigen Summen her, denn sein Geschäft besserte sich von Woche zu Woche; er wollte sich dem Freunde dankbar erweisen.

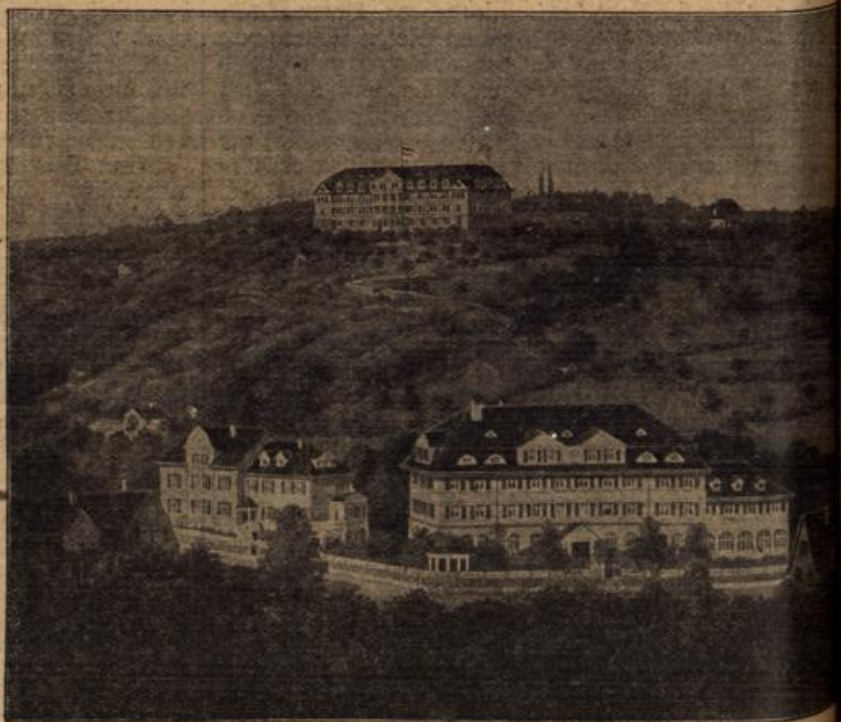


Leutnant Nadow.

Eines Tags wurde ein Chefredakteur auf Herrn Leopold aufmerksam. Er fing an, sich für den eleganten, jungen Dichter zu interessieren, lud ihn zur Mitarbeit am Unterhaltungsteil seines Blattes ein und bewilligte ihm recht ansehnliche Honorare.

So verdiente nun auch Leopold Geld. Und jetzt kam er mit Riesenschritten vorwärts. Er arbeitete unermüdlich, immer nur kleine Sachen, die er aber reizend los wurde. In wenigen Monaten war er bei fast allen besseren Wochenchriften.

Der Kreis, in dem er verkehrte, hatte sich inzwischen erweitert. Er war nun in vornehmen Familien eingeführt, lernte da reiche und einflussreiche Leute kennen, die Vergnügen daraus machten, junge Talente zu fördern, bekannt zu machen. Natürlich hatte er jetzt auch eine



Das Tropengeneesungsheim in Tübingen. (Mit Text.)

(Am Fuß des Berges das Deutsche Institut für Ärztliche Mission, links das Schwesterheim)



Die Seeschlacht vor dem Hagerral am 31. Mai 1916. Vernichtung der englischen Schlachtkreuzer „Queen Mary“, „Indefatigable“ und mehrerer kleinerer Schiffe. Von Prof. Willy Stöber.

Mietswohnung genommen, so daß er seine Gönner und Freunde bei sich empfangen konnte.

Von Meister Wolfsmilch hatte er inzwischen noch einen Gesellschaftsanzug und einen Frack bezogen, und nun ging es in rasendem Tempo vorwärts.

Der gute Leopold war bald „Mode“ geworden. In einer Gesellschaft lernte er den Herrn Theaterdirektor Feldenmund persönlich kennen. Der Mann sprach viel dummes Zeug von Kunst und Literatur, aber dafür trug er echte Brillantknöpfe. Mit Gönnermiene trat der Bühnenmonarch zu ihm heran und sagte mit Pathos: „Aber, mein lieber Freund, warum schreiben Sie denn kein Stück für mein Institut?“

Und Herr Leopold lächelte verständnisvoll: „Herr Direktor, ich habe ein neues Stück fertig!“

„So reichen Sie es mir doch ein, lieber Freund! Ich warte ja nur darauf, Sie berufen zu machen!“

Herr Leopold nickte nur wieder verständnisinnig. Dann ging er nach Hause, nahm das letztgeschriebene Stück, klebte ein neues Titelblatt ein, änderte den Titel und brachte es dem Direktor. Das Stück war von ihm schon einmal demselben Direktor eingereicht, jedoch ohne Angabe von Gründen abgelehnt worden.

Bereits nach acht Tagen schrieb der Herr Direktor höchst eigenhändig, daß er seit Jahren kein so hervorragend gutes Stück gelesen habe. Das Schauspiel wurde aufgeführt und hatte einen Bombenerfolg. Die Theaterdirektoren rissen sich förmlich darum und begannen den glücklichen Dichter in jeder Weise auszuzeichnen. So ward er nach und nach alle seine Stücke, die in der Tiefe seines Schreibtisches der Auferstehung harreten, los.

Nach wenigen Jahren schon war er ein berühmter und wohlhabender Mann.

Wenn er aber den Meister Wolfsmilch trifft, dann lächeln sie sich beide verständnisinnig zu —, sie verstehen sich.

Höhenzauber.

Von L. Sturm, Wien. (Nachdruck verboten.)

Mich reut kein Tag, wo ich auf Berg und Hügel
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmel,
Im Sturm, umdraut von seiner Allmacht Flügel,
Im Sonnenschein, von seiner Günst durchwärmt;
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
War's auch kein Zogewert im Joch der Blüth,
Nicht in der Schöpfung hält die Gottheit Schule,
Es reut mich nicht. — Karl Gerst.

Wirst du, lieber Leser, schon einmal im Hochgebirge oder zumindest auf einem hohen Berge? Hast du es dich schon einmal nicht bereuen lassen, einen mehrere hundert Meter hohen Berg zu erklimmen, um dir einmal von dort oben die Welt zu betrachten? Gelt, dann verstehst du mich und nimmst es mir nicht übel, wenn ich der Bergwelt so begeistert das Wort rede. Gibt es doch kaum einen zweiten Sport, der so antegend auf Herz und Gemüt wirkt als die Touristik, das Wandern in Gottes freier Natur. „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, ein alter Wahrspruch ist's. Und gerade die Berge sind es, wo wir die Wunder unserer Welt so recht bestaunen können. Wo lernen wir besser unseres deutschen Heimatlandes weite Gänge kennen, als wenn wir sie aus lustiger Höhe betrachten, wenn wir mit eigenen Augen sehen, wie groß die Bände sind, wo überall deutsche Zunge klingt? Wer rückt uns jenes Wesen, jene unbekannte Macht, die das Licht entzündet und das Leben gezeugt hat, näher, als die herrliche Bergwelt, jene Macht, die der Weiße Urkraft nennt und der fromme Gott? . . .

Drum Bergheil! Weg mit dem Alltagskram und wieder einmal hinaus in die Berge, hinaus aus dem Geraffel und Getöse der unruhigen Stadt und wieder einmal Mensch sein voll und ganz! Weg von den nach kleinen und großen Sensationen haschenden Stadtmenschen und hinein in's ewige Schweigen!

Und nun folg' mir, freundlicher Leser, einen mühsamen, beschwerlichen Weg. Zwischen engen, steilen Felswänden geht's bergauf, immer jener blauen Marke nach, die dort auf den glatten Fels-gezeichnet den Weg deutet. Mannigfach schlingt sich der steinige Pfad, bald da, bald dort einen Blick in die Tiefe gewährend. Jetzt kommt eine Eisenleiter, die den Weg zu einer höher liegenden Felsplatte vermittelt, rechter Hand ist das Drahtseil gespannt, an das du dich halten magst beim Aufstieg. So geht's weiter; vorüber an Schutthalde und loderem Geröll, an kurzem Tannenbestand, bis die Felsen zurücktreten und einen größeren Überblick freilassen. Unten liegt das Tal, von der Frühsonne lieblich umgossen. Langsam schlingelt sich bläulicher Rauch durch die frische Morgenluft, bald wieder in ein Nichts zerfließend. Ein helles Glöcklein grüßt von der Dorfkirche unten herauf; doch weiter — weiter! Frischer weht die Luft, ein leichter Wind hat eingesezt. Das Rauschen eines nahen Wildbaches dringt schon bis hieher. Bald sind wir dort. Es ist ein tiefschluchtiger Wildbach, der so weiß wie Milch an den

schwarzen Steinen zerfällt, mehr Wasserfall als Bach müssen hinüber. Der Sturm hat einen Baumstamm hingeworfen, an dem stellenweise die Rindenstücken weg. Vom Hange herauf winken Lärchen- und Birkenwipfel. Geht eine Wand fast senkrecht in die Höhe. Künstlich-eingestufen und ein Drahtseil erleichtert den Weg hinauf. Geht es fort, bis der erste Schnee kommt, in tiefer liegenden erst, dann immer reichlicher und dichter. Eine Stunde bergauf und dann sind wir oben.

Endlich oben! Zwischen starrenden Felsen, an deren fast senkrecht abstürzenden Wänden der Nebel brandet, ist das Schutthaus entgegen. Auch hier oben hat der Blumen aller Art gezeitigt. Die verschiedensten Alpen-erquiden das Auge, das leuchtende Rot des Almkrauts, sinnige Tiefblau des Enzians schweigen uns eine wunderbare Farbensymphonie vor. Und ringsumher, soweit der Blick reicht, Berge . . . Berge . . . Da liegen sie: der Schneeberg, der Weißhorn, der Hochalpe und die anderen alle. Weithin der Blick über die herrliche Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt, — von den Wänden zu den Almkaren, von den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das sich in der Ferne sich in unermesslichen Ebenen verliert.

Und unter dir liegt die Welt in wunderbarer Schönheit. Dort scheint dir ein kleines Dörfchen, einem Nest gleich, an jenen Berg gepickt zu sein und es ist doch eine Welt mit mehreren Tausend Einwohnern! Rechts davon die schimmernden Faden durch's weite Gelände; bald werden die Berge, bald wieder dem Auge sichtbar, schlängelt sich ein tiger Fluß dahin. Im blauen Aether zieht ein Adler langsam, feierlich seine Kreise. Das herrlichste aber sind die bläulichen, merkwürdigen Bergespitzen mit ihren Gletschern, die im Sonnenlicht wie Brillantenschmuck funkeln; Welle an Welle, ein feineres im Sturm erstarres Meer, bis eine Welle die und den lichtblauen Horizont begrenzt . . .

Und dann das ewige Schweigen! Das ist die tiefste Höhe der Bergwelt, daß sie isoliert und uns zur Einsicht in uns selbst zwingt. Gewöhnlich leben wir in den grauen Alltag hinein, nur selten halten wir Einblick in uns selbst. Der Leiden und der gibt es tagsüber genug, die den Innenmenschen ganz zugen. Das Geschäft, die Arbeit, ob geistig oder körperlich, sie ist feinen anderen Gedanken auskommen. Solange wir redend dem Gespräche des andern folgen, denken wir eigentlich nicht an uns selbst nach. Das Hochgebirge aber zwingt zum Nachdenken so daß wir genötigt sind, einmal über unser eigenes Leben unser Verhältnis zur Mit- und Umwelt nachzusinnen, die Bedingungen anzustellen über das große Sein oder Nichtsein der Welt. — Und da steht du dann oben auf den Zinnen der Mauern und siehst, wie sich wasserschwere Wolken tragen, wie sie, um Fels und Gipfel ziehend, sich breiten und plump auf die Berge setzen, wie plötzlich ein Wind aufsteigt und sie auseinander- und davonjagt, wie rasend. Und die Gedanken ziehen gleich den Wolken über die Dinge dahin. Da unten sind die Menschen mit ihrer armen, armen Menschlein, die aneinander vorüberhasten und du siehst, wie sie sich bekämpfen und beschaden, wie sie andern zu übervorteilen sucht, wie sie sich in ihrem Egoismus in ihrer kindlichen Eitelkeit schmeicheln, der Naturkräfte zu sein, wie sie mit gierigen Gesichtern und zudenden nach dem haschen, was sie Glück des Lebens nennen: Ruhm, Auszeichnung und Geld . . . Geld . . .

Wir aber lächeln ihrer, lassen diesen Menschlein ihre kindlichen Schmerzen, den Geldjägern ihr goldenes den Ruhmesjüchtigen ihre Ideale, wir wissen ja, daß das Lug und Trug ist, berechnet für Auge und Ohr, wissen, wahre Glück, die wahre Kraft und Macht nur in der Natur liegt und freuen uns des durch nichts zu ersetzenden Glück der Bergwelt. Und wie sie dich über alles erhaben und verhöhnt sie dich auch mit deinem Gott, lehrt dich wieder gläubigen Herzens, voll Inbrunst und wahrer Andacht, dich zu beugen vor jener allgewaltigen unbekannten Macht, die aufbaut und zerstört, die alles lenkt und leitet im ununterbrochenen wiederkehrenden Kreislauf . . .

Hast du aber, lieber Leser, wirklich einmal das Ungeheuer der Nebel deine Mühen umsonst macht, daß du oben statt der Nebel keine Nebel findest, daß Dünste und Wolken den Blick in die Tiefe hemmen, dann wirst du, wenn du nur ein bißchen weiter gehst, auch im Nebel den Zauber nicht missen. Wie oft ist nicht oben auf der Höhe, die zwar selbst vielleicht frei von Nebel ist, unter dir aber dampft's und brandet's und braust's und Blick vermag nicht durchzudringen. Denn überall, wohin der Nebel . . . Nebel! Das sind Meereswellen am Lande, die auf- und niederwogen, dahin und dorthin gejagt vom

weiß wie die Schaumkronen des Weltenmeeres. Das ist
 der furchtbare, der den Wanderer äßt und auf
 der Höhe führt, der den Unglücklichen hungernd, ohne Proviant
 und umherirren läßt, wenn er allein und ohne Führer
 auf der Steige geht. Das ist das Heer der Elfen, die aus
 den Tiefen aufsteigen, geisterhaft, gespenstisch, die
 mit gespreizten Fingern nach Zinne und Kuppe langen und
 die Führung eines weißbärtigen Königs langsam an den Felsen-
 vorsteigen und durch die Gebirgswüste dahinreiten. Das
 sind die Mächte, die der Erde den befruchtenden Segen oder die
 Strafe bringen. Nur schwer läßt sich's beschreiben, man
 muß sich dergleichen in sich auf, still ruhend, wie man etwa dem
 Blick einer Mondnacht auf dem Wasser sich hingibt, ohne zu
 denken, auch nur zu wünschen, dergleichen festzuhalten.
 Das ist nicht gerade der Nebel, der, wenn er um Fels und Kante
 des Hochgebirge seinen nachdenklichen Charakter verleiht?

eithin und ihn kann der Blick seinen Weg
 nehmen, nur wenn ein frischer
 von dem die Schleiervorhänge zerreißt,
 das in der Sonne liegend durchbrechen und
 die Berge Wunder zeigen. So muß
 des Menschen Herz sich erst durch-
 en Schmelzen durch Zweifel, Entbehrung und
 noch einmal, über den Nebel des Lebens
 von einem sonnigen Herzensfrieden.

verder die Lüfte reden hier oben eine
sich ein, die Lüfte mit ihrem weichen
lanke in den knorrigen Stämmen des
säußeres, mit ihrem Brausen in den
im Grund Schluchten, in den Kaminen
in den Rissen; sie singen ein Lied
te die neuen Dingen. Wenn dich aber, wie
mal vorkommt, der Regen über-

tiefen Hochgebirge, so daß eine Wanderung in dem Plateau des Verges nicht möglich ist, nun, dann mußt du eben um eine Schutzhütte zu erreichen, die jedem gerne ein gastlich Dach gewährt. Es ist etwas Eigenes um den Güttern. Nicht selten trifft man bei anderen Touristen zusammen, die das gleiche Geschick verfolgt hat. Da wird dann, wenn



Wo bleibt heute n

nen, das gleich Gefühl verleiht hat. Da sitzt dann, wenn in Süden recht kalt ist, und nur wenig Hoffnung auf eine reichere Jagd besteht, im Hüttenherd ein Feuer entzündet. Brennen, ist gewöhnlich in den Schurshütten vorhanden oder es befindet sich innerhalb derselben aufgeschichtet. Wenn dann die Scheiter brennen und eine wohlige Wärme das Innere der Hütte durchträgt, wenn draußen der Regen flatschend gegen die Scheiben schlägt und der Wind sein Lied dazu singt, dann sitzt sich's recht warm und heim, warmen Herdfeuer und da gehst denn, ganz locker, in die Hütte.

dem wahren Persönlich und da geht's dann an's Er-
 innerungen werden ausgetauscht, Erlebnisse berichtet
 hat vielleicht ein Pfeiflein mit, das er ganz behaglich
 dann zieht wohl bläulicher Rauch durch die dämmrige
 und Gestalten gleich weben die Wölkchen auf und nieder.
 die dort deines Güttengenosien wird dir in dieser Welt-
 Genenheit zum Ereignis, jedes Tum zur historischen Tat, an
 dich später gerne erinnerst. Oder du nimmst dir das

den macher und platterst darin. Da findest du manche humor-
nen: Zeichnung, manchen sinnvollen Spruch, manch wert-
andschrift. Nur ungern trennst du dich später von deinem
ein drossen, um wieder talwärts zu steigen.
sden: der Aufstieg mühsam und beschwerlich, so wird der Ab-
daß ein. Es ist ein fröhliches zu Tal fahren auf dem festgefrorenen
sissen, den Bergflod fest zwischen die Beine geklemmt, wie etwa
r Ral- denpferd, so fest setzt du dich drauf und fährst auf den

Heilen Hängen abwärts. Ein Neb, ein Hochwind kreuzt,
 Ein Blick haßt, aufseucht deinen Weg. Bald bist du im
 Gelände, wo es keinen Schnee mehr gibt. Hoher Thau
 dich nun. Leb wohl nun, schneebedeckter Bergesgipfel du,
 ihr Matten, ihr sonnigen Heiden, wir müssen scheiden —
 halt! — nicht so! — Ein Sträußchen Enzian erst
 Liebchen zum Gedenken.

infolge des Krieges zu größter Sparsamkeit verpflichtet sind, tritt dieser Umstand besonders in Erscheinung, und die sparsame Hausfrau muß alle möglichen Kniffe anwenden, um die kostbare Frucht in genussfähigem und ansehnlichem Zustande auf den Tisch zu bringen. Eine große Hauptsache ist hierbei das Schälen der Kartoffeln am Abend vor dem Kochen und ein mehrmaliges Abwaschen in immer frischem Wasser und Einwässern über Nacht. Um den Geschmack zu verbessern und eine weiße Farbe der Kartoffel zu erzeugen, füge man dem Einweichwasser einen Schuß Weinessig, Zitronensaft oder etwas trisalkalisierte Zitronensäure zu. Man rechnet auf 1 Liter Wasser etwa einen Teelöffel Zitronensaft oder Essig. Auch dem Kochwasser setze man einige Tropfen Essig oder Zitronensäure zu. Die Säure ist keineswegs zu schmecken. Das Salz soll man bei allen Kartoffeln erst kurz vor ihrem Garwerden zufügen, weil es sonst leicht Schlüffigkeit erzeugt.

Auch die in der Schale abkochenden Kartoffeln sollte man

am Abend vor dem Kochen mit einer harten Bürste sehr sauber reinigen, in der Mitte einen halbfingerbreiten Ring der Schale abschälen und sie über Nacht in Effigwasser einweichen. In der Schale abgekochte alte Kartoffeln sind jetzt gar nicht mehr ansehnlich für den Tisch, sie zeigen oft grünlche Flecken und grüne Streifen



off grüneiche Fleden und graue Streifen.
Will man sie dennoch aus Esbjornis so
fochen, so ziehe man ihnen noch heiß die
Schale recht dünn ab und lege sie in
einen Tiegel, in dem man etwas frische
Butter mit Petersilie und einem Löffel
Wasser dünsten ließ. Man schwenkt sie



WILHELM KATZELMANN

in Spielgefährte?

Aus übriggebliebenem Kartoffelbrei wird Kartoffelsuppe gekocht, oder es werden kleine Kartoffelbällchen in Fett ausgebadet. Kartoffelsuppe sollte man immer gleich für zwei Tage kochen, weil sie ausgebraten sehr gern gegessen werden und die Arbeit und Eierzutaten dieselben bleiben wie bei weniger Pfößen.

Sehr zu empfehlen sind die sogenannten Reibekuchen oder auch Kartoffelpuffer, die aus gleichen Theilen rohen und am Tage vorher abgekochten Kartoffeln bereitet werden. Etwas Milch und ein Ei nebst Salz und etwas Reibekrot sind die weiteren billigen Zutaten. Von dieser Masse werden kleine Kuchen in Buttererfaj, Bratenfett oder frischem Rüböl recht braun und knusprig ausgebacken und mit Aufschnitt oder Dunstobst als Mittagsgesicht oder Abendbrotpeise gereicht. Auch mit Kopfsalat munden diese einfachen, sehr sättigenden Kartoffelpuffer sehr gut.

Da weil wir eine solche Wolke
von Sengen haben.

Ich mit uns, du Wille unsrer Zeugen,
 Daß sich unsre Feinde vor dir beugen,
 Nühr uns durch die Nacht, ein Feuerbrand,
 Daß sich rings erhellte alles Land.

Seid mit uns, ihr reichen, tiefen Geister,
Deutscher Kunst und deutschen Denkens Meister,
Alle, die für Deutschland stark gestritten,
Die um deutsches Wesen viel gelitten.

Früh die früh gefallen, fern begraben,
Nächst ihr Herzblut für die Heimat gaben,
— Lichter Zeugen wundervolle Wölfe,
Leuchte du zum Siege deinem Volke.

Clara Brieß.



Unsere Bilder

Ein Denkmal für Kriegsgefangene Russen und Franzosen in Deutschland. Auf dem Friedhof in Ebersdorf bei Chemnitz wurde kürzlich mit einer stimmungsvollen Feier nach russischem und französischem Ritus in Gegenwart einer Deputation von 250 Kriegsgefangenen Franzosen und Russen ein Denkmal für die im Gefangenenerlager in Ebersdorf verstorbenen Gefangenen beider Nationen enthüllt.

Lieutenant Radow, der mit der 1. Kompanie des Paderborner Infanterie-Regiments, unterstützt durch die 20. Reserve-Pioniere, am 2. Juni durch eine Bresche in die Panzerfeste Baur eindrang und den oberen Teil

